

Reinhard Sieder

## Was heißt Sozialgeschichte ?

### Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des ‚Sozialen‘

Im Grunde trifft noch immer zu, was Hans Rosenberg 1969 feststellte: „Die sogenannte Sozialgeschichte [ist] für viele ein nebuloser Sammelname für alles [geworden], was in der Geschichtswissenschaft (...) als wünschenswert und fortschrittlich angesehen wird“.<sup>1</sup> Sozialgeschichte hat in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren in der Öffentlichkeit starkes Interesse gefunden. In der Konkurrenz der Geschichtswissenschaften hat sie für viele die relevantesten Fragen gestellt und die überzeugendsten Deutungen gesellschaftlichen Wandels gegeben. Sie profitierte von den Demokratisierungsprozessen in West- und Zentraleuropa, die die Aufmerksamkeit der historisch Interessierten auf die gesellschaftlichen Prozesse lenkte, ohne deren Analyse weder Auschwitz noch das „Wirtschaftswunder“ begriffen werden können. Die Sozialgeschichte ist keineswegs mehr auf die ihr von der vorherrschenden politisch-etatistischen Historie einst zugewandenen Nischen kleiner Abteilungen, Seminare, Institute und Lehrkanzeln beschränkt. „Sozialgeschichtlich“ fragen und argumentieren in den letzten Jahren auch immer mehr Historikerinnen und Historiker, die an Instituten und Abteilungen für „allgemeine Geschichte“, für „Mittelalter-Geschichte“, für „Zeitgeschichte“, für „osteuropäische“ und „außereuropäische Geschichte“ etc. beschäftigt sind.

Intellektuelle Anstrengungen, das Fach Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaften zu definieren und abzugrenzen, sind selten. Obwohl der fortgesetzte Gebrauch unklarer Fachbezeichnungen zumindest den Vorteil hat,

1 Hans Rosenberg, *Deutsche Agrargeschichte in alter und neuer Sicht*, in: ders., *Probleme der deutschen Sozialgeschichte*, Frankfurt am Main 1969, 147.

die Verbreitung des „sozialgeschichtlichen Blicks“ in Fächer zu begünstigen, die der Sozialgeschichte eher feindlich gesinnt waren (und teilweise noch immer sind), ist daran festzuhalten, daß die Sozialgeschichte wie jede Wissenschaft dazu verpflichtet ist, über sich selbst größtmögliche Klarheit zu erlangen und sich in dieser Klarheit ‚nach außen‘ zu präsentieren. Im folgenden werde ich daher skizzieren, was die Sozialgeschichte leistet und worin sie sich von anderen Geschichtswissenschaften unterscheidet.

Ausgehend von der These, daß sich die einzelnen Sozial- und Geisteswissenschaften nicht primär über ihre jeweiligen „Gegenstände“, die sie oft teilen, sondern über ihre Problemstellungen und Methoden voneinander unterscheiden<sup>2</sup>, gehe ich im folgenden der Frage nach, welche Problemstellungen und Methoden Sozialgeschichte konstituieren. Sozial-Geschichte, Geschichte des Sozialen, also der diversen Beziehungen zwischen Menschen, hängt sowohl in ihrer noch vergleichsweise jungen Entwicklung, als auch in ihren gegenwärtigen ‚Richtungen‘ von der jeweils impliziten oder expliziten Theorie des Sozialen und den damit verbundenen Methoden der Erforschung sozialer Beziehungen ab. Allerdings muß ich mich wegen des Mangels an Vorarbeiten mit einer Skizze begnügen, welche die wünschenswerte sozialwissenschaftliche Rekonstruktion der Entwicklung des Faches im Kräftefeld der ideologisch-politischen Interessen der Historiker/innen, ihrer kognitiven Innovationen und der oft zähen Wissenschaftstraditionen im deutschsprachigen Raum nur in wenigen Facetten leisten kann.

#### Der Primat des ‚Politischen‘

Sozialgeschichte ist erst denkbar, seitdem „Staat“, „Wirtschaft“ und „Gesellschaft“ nicht mehr in aristotelischer Tradition in eins gesetzt werden. Diese Trennung wurde – im politischen Denken wie auch im realgeschichtlichen Pro-

<sup>2</sup> Darin folge ich Max Weber, „Die Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 7. Aufl., Tübingen 1988, 146–214, bes. 166: „Nicht die ‚sachlichen‘ Zusammenhänge der ‚Dinge‘, sondern die gedanklichen Zusammenhänge der Probleme liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde: wo mit neuer Methode einem neuen Problem nachgegangen wird und dadurch Wahrheiten entdeckt werden, welche neue bedeutsame Gesichtspunkte eröffnen, da entsteht eine neue ‚Wissenschaft‘.“

zeß – erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sukzessive durchgesetzt. Sozialgeschichte ist also unter den Denk- und Handlungsbedingungen der bürgerlich-industriellen Gesellschaft entstanden. Im Verlauf des „langen 19. Jahrhunderts“ entstand auch die Soziologie. In ihren Anfängen war sie keineswegs nur mit der unmittelbaren Gegenwart einer Gesellschaft, sondern auch mit deren Geschichte und Entwicklung befaßt. Anders als die Geschichtswissenschaften des 19. Jahrhunderts (die frühe Sozialgeschichte eingeschlossen) erhob die Soziologie den Anspruch, explizite Theorien zum Wandel der Gesellschaft zu entwickeln. Die ersten Soziologen (Spencer, Comte, Morgan u.a.) entwarfen Entwicklungsschemata und soziale Stufentheorien (z.B. die drei Zivilisationsstufen „Wildheit“, „Barbarei“, „Zivilisation“), womit sie auch auf eine „sozialwissenschaftlich“ ausgerichtete Minderheit der Sozialhistoriker (z.B. auf Karl Lamprecht) starken Einfluß ausübten. Andererseits provozierten die oft empirisch unzulänglich fundierten und evolutionistischen Deduktionen der frühen Soziologie die Kritik der Geschichtswissenschaftler, die eine generalisierende Theoriebildung zur Entwicklung von Gesellschaft und Staat für unmöglich hielten und aufgrund ihrer ‚philologischen Methode‘ nur die „Einzigartigkeit“ der historischen Phänomene beschwören konnten.

Hatten die führenden deutschsprachigen Historiker des 18. Jahrhunderts, allen voran die sogenannte „Göttinger Schule“<sup>3</sup>, den Versuch unternommen, auf der Grundlage von Bevölkerungs- und Wirtschaftsdaten über den Zustand von Handel und Gewerbe, die Entwicklung der Bevölkerung, die Geschichte der Rechtsverfassung und des politischen Systems etc. die Beschreibung von „sozialen Zuständen“ mit der Erzählung von „Ereignissen“ zu verknüpfen, engte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts der Blick der Historiker immer mehr auf die sogenannten „Ereignisse“ ein. Dies entsprach dem Interesse und dem Politik- und Staatsverständnis der herrschenden Klassen, die ihrerseits jene „Quellen“ hinterließen, welche die Historiker benützten: schriftliche Überreste staatlicher und kommunaler Verwaltung und Erinnerungen von Funktionsträgern an ihr staatlich-bürokratisches und diplomatisches Handeln. Die Differenz von Staat und Gesellschaft verlor die Mehrzahl der Historiker des 19. Jahrhunderts wieder

<sup>3</sup> Zur Göttinger Schule des 18. Jahrhunderts zählen die Historiker Gottfried Achenwall, Johann Christoph Gatterer u. August Ludwig Schlözer. Vgl. Manfred Asendorf, Hg., *Aus der Aufklärung in die permanente Restauration. Geschichtswissenschaft in Deutschland*, Hamburg 1974; als Überblick auch Georg Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, 3. Aufl., München 1976.

aus den Augen. In der deutschen historischen Schule hat diese Variante staats- und herrschaftsaffirmativer Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ihre „klassische“ Ausprägung erfahren.

Das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zu Staat, staatlicher Politik und zu den ‚staatstragenden Persönlichkeiten‘ begünstigte einen ‚politischen Reduktionismus‘ in der Sicht auf die ‚geschichtliche Welt‘. Weniger Leopold von Ranke selbst als seine späteren Anhänger („Neo-Rankeaner“)<sup>4</sup> haben im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ihre Geschichtsschreibung auf eine Apologetik des Nationalstaats reduziert. Zudem beschränkten sich viele Historiker in akribischer Anwendung ihrer ‚philologischen Methode‘ auf die Edierung archivalischer Quellen. Die Entwicklung der sogenannten „Quellenkritik“ ermöglichte zwar gegenüber den oft kühnen Vergleichen und Kontinuitätsbehauptungen der evolutionstheoretischen Soziologie einen Zuwachs an Empirizität der Forschung, mündete aber vielfach in einen unfruchtbaren Quellenpositivismus. Dieser politische Reduktionismus und die Verkürzung von ‚Geschichtsforschung‘ auf die Edition von „Quellen“ behinderten den Dialog mit den theoretisch ambitionierten Soziologen. Abgesehen von wenigen herausragenden Vertretern ihrer Fächer wie Max Weber und Otto Hintze<sup>5</sup> standen Historiker und Soziologen einander weitgehend verständnislos und nicht selten feindselig gegenüber.

In der „Krisis des Historismus“<sup>6</sup> wurde aber auch einem Teil der Historiker bewußt, daß ihre Wissenschaft der mit Industrialisierung und Urbanisierung verbundenen „Formveränderung der Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“<sup>7</sup> nicht gerecht zu werden vermochte. Im Prozeß der Hochin-

4 Als „Neo-Rankeaner“ nennt Wolfgang J. Mommsen v.a. Max Lenz und Erich Marcks, die um 1900 Rankes Geschichtsauffassung auf eine Apologie des Preußischen Staates reduzierten und den Nationalstaat zur alles überragenden geschichtlichen Kraft erklärten. Aus dieser Verabsolutierung bei Ranke angelegter Positionen entstand der gegenwärtig von den „Neo-Neo-Rankeanern“ (Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrand u.a.) immer noch vertretene „Primat der Außenpolitik“. Vgl. den Tagungsbericht: Leopold von Ranke One Hundred Years On: The Centenary Conference at Syracuse, USA, in: *Storia della Storiografia. Rivista Internazionale* 12, 1987, 137–147, bes. 144.

5 Vgl. v.a. den am Höhepunkt des „Methodenstreits“ erschienenen Aufsatz von Otto Hintze, Über individualistische oder kollektivistische Geschichtsauffassung, in: *Historische Zeitschrift* 78 (1897), 60 ff.

6 Vgl. Karl Heussi, *Die Krisis des Historismus*, Tübingen 1932.

7 Jan Huizinga, Über eine Formveränderung der Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (1941), in: ders., *Im Banne der Geschichte*, 2. Aufl., Zürich u. Brüssel o.J., 107 ff.

dustrialisierung der west- und mitteleuropäischen Länder erhielt die Frage nach den wirtschaftlichen Veränderungen unübersehbare Bedeutung. Die sogenannte „Wirtschaftsgeschichte“ widmete sich aber zunächst der Erforschung der mittelalterlichen Stadt, des Handwerks und Handels. Dabei fühlte sie sich durch die beiden ‚Historischen Schulen der Nationalökonomie‘, die seit den 1860er Jahren an den staatswissenschaftlichen Fakultäten entstanden waren, herausgefordert. Die Historischen Schulen der Nationalökonomie bemühten sich um die Konstruktion epochentypischer Stufen von Produktion, Distribution und Konsumtion.<sup>8</sup> Die „geisteswissenschaftlichen“ Wirtschaftshistoriker und Mediävisten Georg von Below<sup>9</sup> und Alfons Dopsch<sup>10</sup> hingegen sahen ihre Aufgabe in der empirischen Destruktion solcher Stufentheorien und aller behaupteten „Gesetzmäßigkeiten“ in der Geschichte. Sie verteidigten das historistische Credo von der ‚Individualität‘ der historischen Phänomene.

Da die Umwälzungen der Industrialisierung aber nicht nur die „Wirtschaft“, sondern auch das Zusammenleben der Menschen, ihre normativen Regelungen und ihre Sicht auf sich selbst und die Welt betrafen, nahmen einzelne Historiker die Vorstellung einer „Universalgeschichte“ wieder auf, wie sie die „Göttinger Schule“ des 18. Jahrhunderts angestrebt hatte. Sie richteten ihren Blick auf die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und deren Veränderungen und entwarfen komplexe „kulturgeschichtliche“ Darstellungen zur Entwicklung von „Kulturen“<sup>11</sup>, von „Geist“ und „Mentalität“<sup>12</sup>, „Reli-

8 Gustav Schmoller konstruierte Wirtschaftsstufen der Haus-, Stadt-, Territorial- und Volkswirtschaft als „wirtschaftliche Verfassungsformen“, vgl. Gustav Schmoller, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1923.

9 Vgl. v.a. Georg von Below, Zur Würdigung der historischen Schule der Nationalökonomie, in: Zeitschrift für Socialwissenschaft 7 (1904), H. 3, 145–185; Below argumentiert mit Dilthey entschieden gegen die von Schmoller in Anlehnung an Comte, Stuart Mill und Buckle betriebenen „modernen Versuche, das Rätsel der geschichtlichen Welt durch Übertragung naturwissenschaftlicher Prinzipien und Methoden zu lösen“; ebenda 151.

10 Vgl. v.a. Alfons Dopsch, Zur Methodologie der Wirtschaftsgeschichte, in: ders., Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters (1928), Aalen 1968, 543–564.

11 Vgl. Eberhard Gothein, Die Renaissance in Süditalien, Bd. 1 (1886), München u. Leipzig 1924.

12 Vgl. Kurt Breysig, Die Geschichte der Seele, Breslau 1931; ders., Die Macht des Gedankens in der Geschichte. In Auseinandersetzung mit Marx und mit Hegel, Stuttgart u. Berlin 1926.

gion“ und „Kunst“<sup>13</sup>. Jakob Burckhardt, Eberhard Gothein, Kurt Breysig, Karl Lamprecht u.a. verstanden sich als „Kulturhistoriker“, die das „gesellschaftliche Leben“ und „die Entfaltung der gesellschaftlichen Kräfte“ im „allgemeinen Kulturleben“ (in Religion, Literatur, Kunst, Wirtschaft, Recht und Staat) „analytisch“ beschreiben wollten.<sup>14</sup> Ihr Begriff von „Kulturgeschichte“ war also in etwa gleichbedeutend mit dem zur selben Zeit in England aufkommenden Begriff „History of Civilisation“ (Buckle). Der dominierenden Politikgeschichte warfen die Kulturhistoriker vor, mit den ‚politischen Ereignissen‘ nur einen schmalen Ausschnitt der Oberfläche gesellschaftlicher Prozesse zu thematisieren. Da es die neue Kulturgeschichte zum großen Teil mit „Massenerscheinungen“ (Gothein) zu tun hatte, wurde sie bald auf das Problem der Typenbildung gestoßen,<sup>15</sup> worüber sie ihrerseits mit dem historistischen Dogma der ‚Einzigartigkeit‘ aller historischen Phänomene in Konflikt geriet.

Die Auseinandersetzung um die Frage, ob die Geschichtswissenschaft „idiographisch-hermeneutische“ oder „nomothetisch-sozialwissenschaftliche“ Erkenntnis produziere, ob sie singular-deskriptive oder generell-erklärende Methoden anwenden sollte, fand im sogenannten „Methodenstreit“ zwischen Karl Lamprecht und Georg von Below ihren personalisierten Ausdruck.<sup>16</sup> Es war ein Paradigmenstreit, in dem es für die deutsche historische Schule um die Beibehaltung ihres traditionellen idiographischen Ansatzes und gegen den Anspruch der Kulturhistoriker und der Historischen Schule der Nationalökonomie ging, nach dem Vorbild der Naturwissenschaften eine „exakte“, „nomothetische“, d.h. „Gesetze“ formulierende Geschichtswissenschaft hervorzubringen. Mit dem Ausgang dieses Streits wurde nicht nur der auch aus heutiger Sicht

13 Vgl. Jakob Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, 13. Aufl. 1922; ders. *Kulturgeschichtliche Vorträge*, Leipzig 1929.

14 Vgl. die programmatischen Aussagen bei Eberhard Gothein, *Die Aufgaben der Kulturgeschichte*, Leipzig 1889; ders., *Über einige soziologische Grundfragen* (Erinnerungsgabe für Max Weber), München u. Leipzig 1923; Karl Lamprecht, *Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft*, Berlin 1896; ders., *Die kulturhistorische Methode*, Berlin 1900; ders., *Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge*, Freiburg i. Br. 1905; ders., *Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte*, 7 Bde., Leipzig 1916 ff.

15 Vgl. Gothein, *Aufgaben*, wie Anm. 14: „Die Kulturgeschichte hat es zum großen Teil mit Massenerscheinungen zu tun. Diese Gleichartigkeit bringt es mit sich, daß, wenn ein Typus untersucht ist, dieser eine für alle [anderen Fälle, die ihm zuzuordnen sind, RS] gilt“.

16 Vgl. Louise Schorn-Schütte, *Karl Lamprecht, Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik*, Göttingen 1984.

verfehlte Anspruch auf eine nomothetische Geschichtswissenschaft aufgegeben. Auch die Erweiterung des geschichtswissenschaftlichen Paradigmas auf ‚das Soziale‘ und ‚Kulturelle‘ wurde nun als ‚Verirrung‘ denunziert. Sozialgeschichte, die in den 1880er und 1890er Jahren als Kulturgeschichte zumindest viele ihrer späteren Fragen formuliert hatte, wurde in den folgenden Jahrzehnten in eine Randstellung gedrängt, aus der sie erst in den 1960er Jahren wieder herausfinden sollte.

#### Der lange Weg zum ‚Sozialen‘

In der doppelten Frontstellung von Soziologie und Geschichtswissenschaften einerseits, politisch-etatistischer Geschichte und Sozialgeschichte andererseits konnte sich die Sozialgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts „nur gehemmt“<sup>17</sup> entwickeln. Als universitäres Fach entstand Sozialgeschichte an den meisten deutschsprachigen Universitäten in den 1920er und 1930er Jahren als ‚Appendix‘ von Wirtschaftsgeschichte. Ihre Themen fand sie teils im Anschluß an die frühe Kulturgeschichte, teils in der schrittweisen Transformation der verfassungs-, stadt- und handwerksgeschichtlichen Fragen der Landesgeschichte. Insgesamt aber hielt die Vorherrschaft der politisch-diplomatischen Geschichte bis herauf in die 1950er und 1960er Jahre an. Auch von Seiten der nationalsozialistischen Herrschaft war vor allem eine „Helden-, Staats- und Kriegsgeschichte“<sup>18</sup> gefragt. Allerdings sollte das Interesse deutschnationaler und nationalsozialistischer Kreise an einer spezifischen Indienstnahme der Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht übersehen werden.<sup>19</sup> So ließen sich einige Arbeiten der Wiener Wirtschafts- und Sozialhistoriker Alfons Dopsch und Otto Brunner als „politische Volksgeschichte“ (Brunner) für die Rechtfertigung ‚deutscher‘ Herrschaftsansprüche gebrauchen.<sup>20</sup>

17 Werner Conze, Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht, in: Geschichte in Forschung und Unterricht 3 (1952), 648–657, hier 652.

18 So Otto Hintze in einem Brief an Adolf Gasser, 23. Februar 1939, zit.n. Gerhard Oestreich, Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland, in: Historische Zeitschrift 208 (1969), 320 ff., hier 363.

19 So geschehen bei Dieter Groh, Strukturgeschichte als „totale“ Geschichte, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58 (1971), 289–322, hier 300.

20 Vgl. Alfons Dopsch, Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen, in: W. Volz,

Die Sicht auf das Soziale mußte also gegen konkurrierende Sichtweisen, eine wissenschaftliche Konzeption von Sozialgeschichte erst gegen ihre ideologisch-politische Indienstnahme durchgesetzt werden. Ein „sozialgeschichtlicher Blick“ und ein explizites Verständnis von Sozialgeschichte entwickelten sich im Wege einer schrittweisen Emanzipation aus den Traditionen und Konzepten der Kulturgeschichte, der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte und der Landesgeschichte.<sup>21</sup> Als 1893 die jungen, zum herrschenden Wissenschaftsbetrieb oppositionellen Wissenschaftler Ludo Moritz Hartmann<sup>22</sup>, Emil Szanto, Stefan Bauer und Karl Grünberg<sup>23</sup> in Wien die erste Zeitschrift für „Social- und Wirtschaftsgeschichte“ im deutschsprachigen Raum ins Leben riefen, wußten sie in ihrem Vorwort zur ersten Ausgabe nur vage anzudeuten, daß „Socialgeschichte“ aus dem „gemeinsamen Bedürfnis der Geschichtsforschung und der Sozialwissenschaft, (...) die wirtschaftlichen Ursachen historischer Veränderungen aufklären [zu] helfen“<sup>24</sup> entstehen würde. Das Soziale dachten sie offenbar ausschließlich als eine Folge „wirtschaftlicher Ursachen“, was wohl auf die Rezeption marxistischer Gesellschaftstheorie im Umfeld des „Austromarxismus“ durch Grünberg und Hartmann zurückzuführen ist. In keinem der erschienenen Hefte der Zeitschrift erfolgte eine Klärung des im Titel geführten Begriffs „Socialgeschichte“. Als diese auch international erste Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsge-

Hg., *Der ostdeutsche Volksboden*, 1926, 27 ff.; ders., *Die Kärnten-Krainer Frage und die Territorialpolitik der ersten Habsburger in Österreich*, Wien 1899; Otto Brunner, *Das Burgenland*, in: *Volk und Reich. Politische Monatsschrift für das junge Deutschland*, Beiheft 3 (1932), 40–46; zum Begriff „Volksgeschichte“: ders., *Land und Herrschaft*, 2. Aufl., Brunn u.a. 1942, 185. Eine kritische Bewertung Brunners bei Robert Jütte, *Zwischen Ständestaat und Austrofaschismus. Der Beitrag von Otto Brunner zur Geschichtsschreibung*, in: *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte* 13 (1984), 237–262, sowie bei Josef Ehmer u. Albert Müller, *Sozialgeschichte in Österreich. Traditionen, Entwicklungsstränge und Innovationspotential*, in: Jürgen Kocka, Hg., *Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung*, Darmstadt 1989, 109–140.

21 Ehmer u. Müller, *Sozialgeschichte*, wie Anm. 20, 113 ff.

22 Vgl. Günter Fellner, *Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft*, Wien u. Salzburg 1985.

23 Grünberg war ab 1899 Extraordinarius für politische Ökonomie, ab 1912 o. Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Juridisch-staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien; er verstand sich selbst als Marxist, war zunächst v.a. mit Themen der Agrargeschichte befaßt, und ging 1924 nach Frankfurt, wo er die Leitung des Instituts für Sozialforschung übernahm.

24 *Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte* 1 (1893), H. 1, Vorwort.

schichte nach zehn Jahren „an einem ängstlichen Verleger“<sup>25</sup> scheiterte und in einem anderen Verlag und mit geänderter Herausgeberschaft<sup>26</sup> 1903 als „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ (VSWG)<sup>27</sup> fortgesetzt wurde, hieß es nun programmatisch, die Zeitschrift werde sich in „exakter Weise der Erforschung der wirtschaftlichen Zustände und Entwicklungen aller Zeiten und Völker“ widmen, – eine Absage an die vorherrschende Konzeption der Nationalgeschichte.<sup>28</sup> Auch hier wurde das Soziale als Funktion des Wirtschaftlichen (der „ökonomischen Grundlagen“) und/oder als Funktion der politischen Verfassung eines Gemeinwesens verstanden.

Die sogenannte Wirtschaftsgeschichte blieb bis in die 1950er Jahre größtenteils eine „wirtschaftliche Rechtsgeschichte“, welche vor allem die rechtlichen Rahmenbedingungen der Produktion, des Handels und staatlicher Wirtschaftsmaßnahmen untersuchte, nicht aber das ‚Wirtschaftsleben‘ selbst.<sup>29</sup> Sozialgeschichte war – sofern sie nicht an die Probleme der Kulturgeschichte anschloß – bis in die 1950er Jahre eigentlich Verfassungsgeschichte.<sup>30</sup> Sie focussierte ihren Blick auf die ‚äußere‘ und ‚innere‘ Verfassung sozio-politischer und wirtschaftlicher Phänomene wie der Grundherrschaft, der mittelalterlichen Stadt oder des zünftischen Handwerks. Der Umstand, daß die Mehrzahl der Wirtschafts-

25 Josef Mooser, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte, in: Richard van Dülmen, Hg., Das Fischer Lexikon Geschichte, Frankfurt am Main 1990, 86–101, hier 87.

26 Von den Gründern der ZSWG verblieben der Wiener Mediävist Ludo Moritz Hartmann und Stephan Bauer, hinzu kam der protestantisch-konservative Mediävist und Wirtschaftshistoriker Georg von Below, ein überzeugter Feind der Soziologie und Gegner Karl Lamprechts; vgl. Belows Äußerung, der Soziologe sei „ein windiger Kerl“ und die Soziologie ein „Wortmaskenverleihinstitut“, in ders., Die Deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte, Leipzig 1916; auch ders., Rezension von Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, in: Historische Zeitschrift 71 (1893), 465–498.

27 Wolfgang Zorn, ‚Volkswirtschaft und Kulturgeschichte‘ und ‚Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‘. Zwei Zeitschriften in der Vorgeschichte der VSWG 1863–1900, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 72 (1985), 457–475.

28 Vierteljahrschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1 (1903).

29 Vgl. Dopsch, Methodologie, wie Anm. 10; Georg von Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung in das Studium der Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1926.

30 Vgl. Otto Brunners programmatischen Vortrag „Sozialgeschichtliche Forschungsaufgaben, erörtert am Beispiel Niederösterreichs“ aus dem Jahr 1948, abgedr. in: Anzeiger der österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 23, Wien 1948, 335–362.

und Sozialhistoriker in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Forschungen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit ansiedelten, sowie die Eigenart der hier vorgefundenen Rechtsquellen und der neu entdeckten Massenquellen (Urbare, Wirtschaftsrechnungen u. dgl.)<sup>31</sup> begünstigten die Übertragung des Verfassungsbegriffs auf das Soziale: Man sprach von „sozialer Verfassung“, „innerem Gefüge“ und dergleichen<sup>32</sup>. Damit traten primär rechtliche und wirtschaftliche Handlungsbedingungen in den Blick. Die Handelnden selbst und ihre Beziehungen zueinander, das Soziale im engeren Sinn also, blieben unterbelichtet.

Erst in den 1950er Jahren erfolgte ein weiterer Schritt der Annäherung an das Soziale, und zwar bemerkenswerterweise durch die ‚Politisierung des Sozialen‘. Der Rückblick auf den Ersten Weltkrieg, auf die wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Zwischenkriegszeit, auf die Wirtschaftskrise der frühen 1930er Jahre und nicht zuletzt auf die durch eine ‚Massenbasis‘ fundierte Herrschaft des Nationalsozialismus zwangen dazu, das Soziale in den Erklärungszusammenhang des Politischen einzuordnen und vice versa, wollten die Geschichtswissenschaften ihre Erklärungs- und Aufklärungskompetenz in der Gesellschaft behalten. 1952 diagnostizierte der Sozialhistoriker Werner Conze: „Es geht heute darum, die Sozialgeschichte zur politischen Geschichte zu erheben und sie aus ihrer Isolierung herauszuführen. Sie ist nicht weniger politisch als die Geschichte der Ereignisse im staatlichen Bereich es von jeher gewesen ist. (...) Politisch ist die Geschichte bei der Betrachtung der sozialen Erscheinungen ebenso wie bei der Untersuchung der staatlichen Verfassung oder des Verlaufs der Entscheidungen und Ereignisse.“<sup>33</sup>

Offensichtlich wurde nun auch, daß die Begriffe, Theorien und Methoden des Historismus ungeeignet waren, das Soziale in seiner Veränderung zu erfassen. In den frühen 1950er Jahren hatte es den Anschein, mit dem neuen Begriff ‚Struktur‘ hätte man einen geeigneten Zugriff auf ‚das Soziale‘ gefunden.<sup>34</sup>

31 Vgl. Dopsch, *Methodologie*, wie Anm. 10.

32 Vgl. die hierfür typischen Titel bei Dopsch u. Brunner, etwa: Alfons Dopsch, *Entstehung und Charakter des österreichischen Landrechtes*, Wien 1892; ders., Hg., *Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs*, 14 Hefte in 4 Bdn., Innsbruck 1904–1920; Otto Brunner, *Inneres Gefüge des Abendlandes (Historia Mundi, Bd. VI, 1958)*, jetzt unter dem Titel *Sozialgeschichte Europas im Mittelalter*, Göttingen 1978.

33 Conze, *Stellung*, wie Anm. 17, 653.

34 Vgl. den programmatischen Aufsatz von Werner Conze, *Strukturgeschichte des technisch-*

Einflußreiche Sozialhistoriker wie der 1954 von Wien nach Hamburg berufene Otto Brunner und der Heidelberger Historiker Werner Conze glaubten sogar, die Fachbezeichnung „Sozialgeschichte“ durch „Strukturgeschichte“ ersetzen zu können. Die Termini „Stuktur“ und „Strukturgeschichte“ hielten über die Rezeption der Werke des französischen Historikers Fernand Braudel Einzug in die deutschsprachigen Geschichtswissenschaften. Braudel hatte Ende der 1940er Jahre den Begriff „histoire des structures“<sup>35</sup> geprägt. Otto Brunner glaubte mit dem Begriff „Struktur“ seinen Begriff der „inneren Volksordnung“, der nun, Ende der 1940er Jahre, durch seine Konjunktur im Dritten Reich ideologisch kompromittiert erschien, ersetzen zu können. Er verstand fortan unter ‚Struktur‘ den „inneren Bau“ einer Gesellschaft und der „menschlichen Verbände“.<sup>36</sup> Werner Conze übernahm den Begriff von Brunner und leitete damit seine rasche Verbreitung in der deutschsprachigen Sozialgeschichte ein. Conze forderte 1952, „unser Geschichtsbild soziologisch zu fundieren“ und zugleich den „Affekt gegen die „politische Geschichte“, wie er bei einem Teil der Sozialhistoriker bestehe, abzubauen, da Sozialgeschichte sonst in der Gefahr stehe, „das spezifisch Geschichtliche [sic!] zu verlieren.“<sup>37</sup> Im wesentlichen ersetzte der Begriff ‚Struktur‘ die überkommenen Termini „Zustand“, „soziale Verfassung“, „innere Ordnung“ und verwandte Begriffe. Mit der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte habe die Sozialgeschichte *die Sicht auf das Strukturelle* gemeinsam, formulierte Werner Conze. „Gesellschaft“ sei immer als eine bestimmte Struktur anzusehen. Da keine Gesellschaft ohne Herrschaft denkbar sei, und sich Herrschaft jeweils aus der bestehenden *Verfassung* ergebe, müßten Sozial- und Verfassungsgeschichte eng zusammenrücken, „ja untrennbar zusammengehören. Beide getrennt voneinander zu behandeln, ist der geschichtlichen Wirklichkeit nicht angemessen.“ Damit aber, meinte Conze, schwinde auch der Gegensatz zwischen Sozialgeschichte und der sogenannten „politischen Geschichte“. Conze übernahm auch Otto Brunners nur semantisch ‚modernisierte‘ Definition von

industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 66) Köln u.a. 1957.

35 Fernand Braudel, *La Méditerranée et le Monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*, Paris 1949.

36 Brunner, *Forschungsaufgaben*, wie Anm. 30.

37 Conze, *Stellung*, wie Anm. 17, 648.

Sozialgeschichte: Sie sei die „Darstellung der inneren Struktur historischer Gebilde“.<sup>38</sup>

1957 plädierte Conze in Fortführung dieser Überlegungen dafür, die traditionellen, ereignisbezogenen Periodisierungen der Historie aufzugeben. Er berief sich dabei auf die Auffassung Braudels, daß die ‚histoire des événements‘ ohne Erforschung der ‚géohistoire‘ und der ‚histoire des structures‘ nicht zu befriedigenden Ergebnissen führen könne.<sup>39</sup> Der „strukturgeschichtlich tragende Grund“ der Ereignisse werde, so Conze, von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Faktoren gebildet. Eine nähere Erläuterung oder Explikation des Verhältnisses dieser Faktoren zueinander und zu den ‚Ereignissen‘ (événements) unternahmen jedoch weder Conze noch Braudel. Die Termini „Struktur“ und „strukturell“ stehen seither zumeist für ein verwobenes Netz von Faktoren, welche die Handlungsbedingungen sowohl für die politisch Mächtigen wie für die Ohnmächtigen bilden. Dieses vage Verständnis von „Struktur“ als dem „tragenden Grund“ der von Menschen gemachten ‚Ereignisse‘ zog nach sich, die ‚Strukturen‘ mit den ‚objektiven Verhältnissen‘ gleichzusetzen, die Handelnden als die von diesen ‚Verhältnissen‘ mehr oder minder Determinierten aufzufassen, und ihre ‚Subjektivität‘ den ‚objektiven‘ Strukturen gegenüberzustellen.

‚Strukturen‘ wurden von Conze als politisch bestimmt und veränderbar gedacht. Conze zog daraus den Schluß, daß die Trennung von ‚politischer Geschichte‘ und ‚Geistesgeschichte‘ einerseits, ‚Wirtschafts- und Sozialgeschichte‘ andererseits „zu überwinden“ sei. Sozialgeschichte, verstanden als Geschichte der politisch bestimmten „sozialen Strukturen“, könne von einer ‚politischen Geschichte‘ nicht begrifflich getrennt werden. Sie sei selbst politische Geschichte, „nur daß sie nicht in erster Linie die res gestae, sondern die Strukturen in ihrer Kontinuität und Veränderung ins Auge faßt“.<sup>40</sup>

Zugleich beharrte Conze auf der Aufgabe der Geschichtsschreibung, „das Ganze“ im Auge zu behalten und „die geschichtliche Welt“ nicht in Sektoren einzuteilen, die jeweils einer Spezialwissenschaft zuzuordnen wären.<sup>41</sup> Sozialgeschichte sei die „Geschichte der Gesellschaft, genauer der sozialen Strukturen, Abläufe und Bewegungen“, sie sei „sowohl der Geschichtswissenschaft wie der

38 Conze, Stellung, wie Anm. 17, 655.

39 Conze, Strukturgeschichte, wie Anm. 34, 16 ff.

40 Conze, Strukturgeschichte, wie Anm. 34, 18; ders., Stellung, wie Anm. 17, 648 ff.

41 Conze, Strukturgeschichte, wie Anm. 34, 21.

Soziologie verbunden“.<sup>42</sup> Conze beharrte (darin mit Otto Brunner übereinstimmend) auf dem Postulat des Historismus, Geschichte habe ihre Begriffe aus den Quellen zu entwickeln. Er scheint sich des Widerspruchs zu einem anderen seiner Postulate nicht bewußt gewesen zu sein: Im Gegensatz zu Brunner hielt Conze den engen Kontakt der Geschichtswissenschaft mit den „systematischen Nachbarwissenschaften“ für dringend erforderlich, insbesondere mit den politischen, den Sozial- und den Wirtschaftswissenschaften. Ihre Methoden, Begriffe (sic!) und inhaltlichen Ergebnisse müsse sich „die Strukturgeschichte“ „aneignen“, sie „umdenken“ und mit ihren eigenen Methoden und Begriffen „kombinieren“. Die Grenzen zwischen den Fächern seien fließend. Die Zeit des einsamen Historikers sei vorbei, angesagt sei Teamarbeit, und zwar nicht nur deshalb, weil die Komponenten des „Strukturellen“ (Wirtschaft, Politik, Kultur, Soziales etc.) nur arbeitsteilig erforscht werden könnten, sondern auch, weil „Strukturgeschichte“ zur Regionalisierung der Forschung zwingt, und die Regionalstudien erst wieder zur Synthese zusammengefügt werden müßten, um zu einem „Gesamtbild des Typischen und Übergreifenden“ zu gelangen.<sup>43</sup>

Damit waren Anfang der 1960er Jahre einige wissenschaftstheoretische Grundpositionen formuliert, die von den meisten Sozialhistorikern und Sozialhistorikerinnen des deutschen Sprachraums in den 1960er und 1970er Jahren geteilt worden sind: die ‚Hältung‘ des Historischen in tendenziell handlungsbestimmende ‚Strukturen‘ einerseits und die politische, kulturelle und soziale Tätigkeit der ‚Subjekte‘ andererseits; die ambivalente Öffnung der Sozialgeschichte gegenüber den ‚systematisierenden‘ Sozialwissenschaften und schließlich die Beharrung auf der Notwendigkeit, regionale und problemspezifische Forschungsergebnisse zu sozialhistorischen Synthesen zu kompilieren.

Allerdings lehnten die meisten Sozialhistoriker Conzes Vorschlag, „Sozialgeschichte“ in „Strukturgeschichte“ umzubenennen, ab. Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka stellten dezidiert fest, daß sich „Strukturgeschichte“ aufgrund der Ubiquität der „Strukturen“ und der „Unbestimmtheit des Begriffs“

42 Werner Conze, Sozialgeschichte, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Bd. 6, 3. Aufl., Tübingen 1962, Sp. 169; ders., Sozialgeschichte, in: Hans-Ulrich Wehler, Hg., Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln u. Berlin 1966, 19–26.

43 Conze, Strukturgeschichte, wie Anm. 34, 22 ff.

nicht mit Sozialgeschichte gleichsetzen lasse.<sup>44</sup> Aber auch was die Forderung Conzes nach einer integralen Geschichtswissenschaft betrifft, ist die Entwicklung des Faches seither ganz anders verlaufen. Sowohl in West- und Mitteleuropa als auch in den Vereinigten Staaten erfolgte eine rigorose Trennung von Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte. Innerhalb der Sozialgeschichte führte die beschleunigte Spezialisierung der Fragestellungen und Methoden dazu, daß sich Spezialstudien zu einzelnen Regionen und zu einzelnen Aspekten der gesellschaftlichen Entwicklung immer deutlicher von jenen wenigen sozialgeschichtlichen ‚Synthesen‘ unterscheiden, die gemeinhin als „Gesellschaftsgeschichte“ bezeichnet werden. Damit mündete die Entwicklung der Sozialgeschichte im deutschsprachigen Raum in den 1960er und 1970er Jahren in einer doppelten Konzeption: Unter „Sozialgeschichte“ wurde (und wird) sowohl eine „historische Teildisziplin“ als auch eine „Gesellschaftsgeschichte oder allgemeine Geschichte unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel“<sup>45</sup> verstanden.

#### Sozialgeschichte als ‚historische Sozialwissenschaft‘

Der zur Zeit wohl am häufigsten zitierte Versuch, Sozialgeschichte als eine spezielle Disziplin der Geschichtswissenschaften zu „definieren“, stammt von Jürgen Kocka. Sozialgeschichte „im engeren Sinn“ beschäftigt sich „mit der Geschichte sozialer Formationen (Stände, Klassen, Gruppen etc.; mit ihrer Lage und Zusammensetzung, ihren Erfahrungen, Haltungen und Verhaltensweisen), mit Institutionen wie Familie, Betrieb, Verein und Verband, mit sozialen Beziehungen wie Verwandtschaften, Arbeitsverhältnissen, Kommunikationsbeziehungen, sozialen Allianzen und Konflikten, mit Prozessen wie Urbanisierung, Industrialisierung und Rationalisierung, mit sozialen Bewegungen, mit den verschiedensten Aspekten sozialer Ungleichheit und Mobilität, aber auch mit den sozialen Voraussetzungen und Folgen politischer, kultureller und ökonomischer

44 Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte*, Göttingen 1977, 77 ff.; siehe auch Groh, *Strukturgeschichte*, wie Anm. 19.

45 Gerhard A. Ritter, *Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Kocka, *Sozialgeschichte im internationalen Überblick*, wie Anm. 20, 19–88, hier 19. Fast gleichlautend auch Kocka, *Sozialgeschichte*, wie Anm. 44, 82 ff.

Phänomene (hier mit vielfältigen Übergängen zur Wirtschafts-, Politik- und Kulturgeschichte).“<sup>46</sup>

Dieser und ähnliche Definitionsversuche leiden daran, daß sie aus der Beschreibung der Vielfalt dessen, was gegenwärtig unter dem Etikette ‚Sozialgeschichte‘ erforscht und beschrieben wird, die Frage beantworten wollen, was Sozialgeschichte wissenschaftstheoretisch ist und wie dieses „Fach“ von anderen „Fächern“ abgegrenzt werden kann. Aber wie schon gesagt: nicht die „sachlichen Zusammenhänge“, sondern die „gedanklichen Zusammenhänge der Probleme liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde“.<sup>47</sup> Nicht die Gegenstände selbst (Familie, Betrieb, Verein, Verband, Partei etc.) sind „sozialgeschichtlich“ (viele der genannten ‚Gegenstände‘ werden – mit anderen Problemstellungen – auch von anderen Wissenschaften untersucht), sondern die spezifische Sicht auf den Gegenstand, die Formulierung des Problems, die Methoden seiner Erforschung und die hervorgebrachten Einsichten sind es, die eine Wissenschaft konstituieren. Andererseits läßt ein solcher additiver Umschreibungsversuch schon auf den ersten Blick erkennen, daß Sozialgeschichte seit ihrer thematischen Erweiterung in den 1960er Jahren mit derart unterschiedlichen Bereichen und Aspekten des Sozialen beschäftigt ist, daß sie eine Vielzahl verschiedener Forschungskonzepte, Theorien, Begriffe und Methoden benötigt, die ihrem jeweiligen Forschungsobjekt angemessen sein müssen.

Seit den 1970er Jahren markieren die Begriffe „Kritische Geschichtswissenschaft“ und „Historische Sozialwissenschaft“ das Wissenschaftsverständnis einer Gruppe von Historikern und Historikerinnen um die 1975 gegründete Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“. Kennzeichnend für diese freilich schwer abzugrenzende Richtung ist das vor allem von Hans-Ulrich Wehler formulierte Programm, Geschichtswissenschaft mittels expliziter Theorien aus Soziologie, Politikwissenschaft und Ökonomie zu einer historischen Sozialwissenschaft zu verändern.<sup>48</sup> Weitgehend an der Weberianischen Soziologie orientiert, soll sie in der Lage sein, ‚Strukturen‘ in ‚Wirtschaft‘, ‚Gesellschaft‘ und ‚Politik‘ sowie ‚soziale Lagen‘ von ‚Gruppen‘, ‚Schichten‘ und ‚Klassen‘ bzw. deren ‚prozessuale‘ Veränderungen zu rekonstruieren und ihre Ergebnisse theoriebildend und ‚ar-

46 Jürgen Kocka, Einleitung, in: ders., Hg., Sozialgeschichte im internationalen Überblick, wie Anm. 20, 2–3.

47 Weber, „Objektivität“, wie Anm. 2, 166.

48 Hans-Ulrich Wehler, Geschichte als Historische Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main 1973.

gumentierend' (statt nur ,erzählend')<sup>49</sup> darzustellen. Jürgen Kocka hat in seinem Buch „Klassengesellschaft im Krieg 1914–1918“ einen ersten Versuch unternommen, das Postulat der „Sozialstruktur“ historiographisch einzulösen.<sup>50</sup> Hans-Ulrich Wehler plädierte für die Verwendung einer sozialwissenschaftlichen Modernisierungstheorie.<sup>51</sup> Als die zentrale und umfassende Aufgabe der historischen Sozialwissenschaft kann – dem Selbstverständnis ihrer Vertreter gemäß – die „Rekonstruktion und Erklärung der staatlichen Politik [sic!] im Zusammenhang von sozial-ökonomischen Strukturen und Konjunkturen wie von gruppentypischen Interessen“<sup>52</sup> gelten.

Fragt man nach dem Unterschied zu früher entworfenen Konzepten von (Sozial-)Geschichte, ist vor allem eine dezidierte Abkehr vom historicistischen Postulat der „Quellennähe“ und ein eindeutigeres Bekenntnis zur historisch-sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung zu konstatieren. Wehler, Kocka und andere Autorinnen und Autoren dieser Richtung postulieren, daß die „überindividuellen“ Strukturen, kollektiven Lagen von Gruppen, Schichten und Klassen das menschliche Handeln bestimmen; den ‚Strukturen‘ komme daher in der sozialwissenschaftlichen Analyse Priorität vor den ‚Einzelercheinungen‘ zu. Die ‚Kulturbedeutung‘ (M. Weber) solcher Geschichtswissenschaft liege in ihrem Beitrag zur „Selbstaufklärung der Gegenwartsgesellschaft“ und zur Bildung eines neuen politisch-moralischen Selbstverständnisses der ‚Deutschen‘ nach Auschwitz (Geschichtswissenschaft als „politische Pädagogik“).

Die „Historische Sozialwissenschaft“, aber nicht nur sie, hat die Industrialisierung – verstanden als umfassenden wirtschaftlichen und sozialen „Strukturwandlungsprozeß“<sup>53</sup> – zum zentralen Thema der deutschsprachigen Sozialgeschichte gemacht. Darin unterscheidet sie sich sowohl von der frühen Kultur- und Sozialgeschichte im deutschen Sprachraum, als auch von der französischen Sozialgeschichte, insbesondere jener der „Annales“, die ihr thematisches Schwergewicht weiterhin auf die vorindustrielle Gesellschaft legt.<sup>54</sup> Die Ge-

49 Jürgen Kocka, Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), 395–408.

50 Jürgen Kocka, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918, 2. Aufl., Göttingen 1978.

51 Hans-Ulrich Wehler, Modernisierungstheorie und Geschichte, Göttingen 1975.

52 Mooser, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, wie Anm. 25, 99.

53 Kocka, Sozialgeschichte, wie Anm. 44, 90.

54 Dieter Groh vermutet, daß dies wesentlich mit dem statischen Strukturbegriff der Annales

schichte des 19. und 20. Jahrhunderts wird als „Vorgeschichte der Gegenwart“ verstanden, d.h. ihre „gesellschaftliche Relevanz“ bezieht und begründet „historische Sozialwissenschaft“ ohne Umschweife aus der genetischen Erklärung der Gegenwart.<sup>55</sup>

In den 1970er und 1980er Jahren weitete sich das thematische Spektrum der Forschungsarbeiten, die mehr oder weniger eindeutig dieser „historischen Sozialwissenschaft“ zugerechnet werden können, ständig aus. Gleichzeitig wuchs die Zahl der Professuren, der sozialhistorischen Forschungsprojekte und die Größe der Institute an den deutschsprachigen Universitäten. Mit der Historischen Demographie<sup>56</sup>, der historischen Familienforschung<sup>57</sup>, der Frauen- und Geschlechtergeschichte<sup>58</sup>, der Stadt- und Urbanisierungsgeschichte<sup>59</sup>, der sozialhistorischen Mobilitätsforschung<sup>60</sup>, einer aus der Arbeiterbewegungsgeschichte hervorgegangenen Sozialgeschichte der Arbeiterschaft<sup>61</sup> und neuerdings der Sozialgeschichte des Bürgertums<sup>62</sup> entstanden neue „Leitsektoren“ der Sozialgeschichte. Zugleich wurden traditionelle Themenfelder der Ge-

zusammenhängt, der sich eher für die vorindustriellen Gesellschaften, aber kaum für Prozesse wie die Industrialisierung gebrauchen lasse. Damit verknüpft Groh die These, mit dem spezifischen Gebrauch der Begriffe „structure“, „conjuncture“, „histoire quantitative“ etc. habe sich in den Annales eine Geschichtsmetaphysik entwickelt, die einen „neuen Objektivismus“ darstelle, vgl. Groh, Strukturgeschichte, wie Anm. 19, 303.

55 Kocka, Sozialgeschichte, wie Anm. 42, 90.

56 Vgl. als Überblick Arthur E. Imhof, Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie, in: Reinhard Rürup, Hg., Historische Sozialwissenschaft. Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis, Göttingen 1977, 16–58.

57 Als Überblick Michael Mitterauer u. Reinhard Sieder, Hg., Historische Familienforschung, Frankfurt am Main 1982; Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt am Main 1987.

58 Vgl. Karin Hausen, Hg., Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983; Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1988), 364–391.

59 Vgl. Jürgen Reulecke, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt am Main 1983.

60 Vgl. Jürgen Kocka, Hg., Soziale Schichtung und Mobilität in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert (Geschichte und Gesellschaft 1, 1975, H. 1).

61 Vgl. Josef Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt am Main 1984.

62 Vgl. Jürgen Kocka, Hg., Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, München 1989.

schichtwissenschaften um ihre „sozialen“ und „wirtschaftlichen“ Dimensionen erweitert. In den 1980er Jahren bestand unter den Historikern des deutschen Sprachraums bereits weitgehend Übereinstimmung darüber, daß „die politischen Prozesse ausschließlich auf der Ebene der staatlichen Organe und Entscheidungsträger“ nicht mehr zu fassen seien, und daß es notwendig sei, „zugleich die sozialen und ökonomischen Antriebskräfte und Bedingungsfaktoren zu bestimmen, die politisches Handeln beschränken, konditionieren oder gar hervorrufen.“<sup>63</sup>

Mit der genannten thematischen Erweiterung und dem Eindringen sozialgeschichtlicher Problemstellungen in die ‚Politikgeschichte‘ wuchs aber auch der ‚Theoriebedarf‘ und der Methodenpluralismus. Bedingte die Thematisierung der Industrialisierung die Engagierung von Theorien der konjunkturellen Zyklen, der „Modernisierung“ und „Rationalisierung“ in der Nachfolge Max Webers, und damit die Wiederaufnahme von Theorietraditionen, die in den Historischen Schulen der Nationalökonomie ihre Ursprünge hatten (s.o.), verlangte die thematische Erweiterung auf „Lebensbedingungen“ und „Arbeitsverhältnisse“ die Engagierung von Theorien der Produktion und der Reproduktion, für die in den Marx’schen Frühschriften grundlegende Desiderata seit langem formuliert sind.<sup>64</sup> Mit diesen Fragestellungen wurde auch die Entwicklung neuer Forschungstechniken (Methoden) erforderlich: prosopographische Forschungstechniken<sup>65</sup>, verschiedene Formen des Erinnerungsinterviews<sup>66</sup>, statistische Korrelationsanalysen und andere Methoden wurden in das Repertoire sozialgeschichtlicher Forschungstechniken aufgenommen.

In diesem Zusammenhang erweist sich die seit den 1950er Jahren für die Sozialgeschichte charakteristische „Hältung“ des Sozialen in „soziale Struktu-

63 Wolfgang J. Mommsen, Gegenwärtige Tendenzen in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik, in: *Geschichte und Gesellschaft* 7 (1981), 149–188, hier 166.

64 Vgl. insbesondere Karl Marx, *Die deutsche Ideologie* (1845/46), in: ders., *Die Frühschriften*, hg. v. Siegfried Landshut, Stuttgart 1953, 339 ff.

65 D.h. Analyse von Merkmalen einzelner Personen oder Personengruppen aus „Quellen“ wie Autobiographien, Briefen, Vernehmungprotokollen u. dgl.

66 Die Forschungstechnik (Methode) des Erinnerungsinterviews wird über den Begriff ‚Oral History‘ oft als eine neue ‚Subdisziplin‘ der Sozial- und der Zeitgeschichte mißverstanden, obgleich sie nur eine Forschungstechnik unter anderen ist, vgl. Reinhard Sieder, *Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben*, in: Gerhard Botz u. Josef Weidenholzer, Hg., *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen*, Wien u. Köln 1984, 203–231.

ren“ einerseits und das historisch-politische Geschehen (das Handeln der Personen) andererseits, sowie das erst damit (!) entstehende Problem der „Vermittlung“ zwischen „Struktur“ und „Subjekt“, wie wir es schon bei den Vertretern der historistischen Sozialgeschichte wie Otto Brunner<sup>67</sup> und Werner Conze<sup>68</sup>, bei Theodor Schieder<sup>69</sup> und dann auch bei Exponenten der „kritischen Geschichtswissenschaft“ wie Jürgen Kocka, Hans-Ulrich Wehler<sup>70</sup>, Gerhard A. Ritter<sup>71</sup>, Wolfgang J. Mommsen<sup>72</sup> u.a. formuliert finden, als problematisierungsbedürftig.

#### Kritik an der ‚historischen Sozialwissenschaft‘

Bei näherem Hinsehen auf die zahlreichen Formulierungen über das Verhältnis der ‚Strukturen‘ zu den Verhaltensweisen der ‚einzelnen‘ zeigt sich, daß dieses Verhältnis immer noch in einer Opposition von ‚objektiv‘ und ‚subjektiv‘ gedacht wird. Die Folge ist, daß nicht „vermittelt“ werden kann, was zuvor analytisch getrennt worden ist. Vertreter der „historischen Sozialwissenschaft“ glauben diese „Vermittlung“ durch die Kombination von analytischen und systematisierenden Verfahren für die Analyse der Bedingungen und Verhältnisse einerseits und hermeneutischen Verfahren für die Tätigkeiten und Erfahrungen der Subjekte andererseits leisten zu können. Die Mängel einer solchen *bloß methodischen* Vermittlung von ‚Struktur‘ und ‚Handeln‘ haben die – vorwiegend jüngeren – Kritiker/innen der „historischen Sozialwissenschaft“ in den letzten Jahren herausgestellt. Im großen und ganzen sind es zwei Richtungen der Kritik, die meines Erachtens die wesentlichsten Innovationsschübe der letzten

67 Otto Brunner, *Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze*, Göttingen 1956.

68 Conze, *Strukturgeschichte*, wie Anm. 34.

69 Vgl. insbesondere Theodor Schieder, *Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte*, in: ders., *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung* (1965), 2. Aufl., München u. Wien 1968, 157–194.

70 Wehler, *Geschichte*, wie Anm. 48.

71 Vgl. Ritter, *Neuere Sozialgeschichte*, wie Anm. 45, 20: „...das Problem der Vermittlung zwischen den sozialen Strukturen und Prozessen einerseits, den Erfahrungen, Mentalitäten und Handlungen der kollektiven Gruppen und einzelner andererseits...“

72 Wolfgang J. Mommsen, *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*, Düsseldorf 1971; ders., *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, in: Pietro Rossi, Hg., *Theorie der modernen Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main 1987, 107–146.

Jahre hervorgebracht haben: die feministische sowie die kulturalanthropologisch informierte Kritik.

Die feministische Kritik klagt die weitgehende Vernachlässigung der Kategorie des Geschlechts in den Geschichtswissenschaften ein.<sup>73</sup> Sie fordert nicht nur, die traditionelle Geschichte von Männern über Männer durch eine Geschichte von Frauen über Frauen zu ergänzen („Frauengeschichte“) und den *bias* des „männlichen Blicks“ in der Geschichtsschreibung erkennbar zu machen. Sie fordert auch, die Beziehungen der Geschlechter in allen Bereichen des ‚historischen Lebens‘ zu erforschen („Geschlechtergeschichte“). Ihr Programm ist, eine Geschichte zu schreiben, „in der Frauen und Männer gleichermaßen einen Platz haben“.<sup>74</sup> Nicht zuletzt rührt sie an der sozialtheoretischen Schwäche der ‚historischen Sozialwissenschaft‘, nämlich an deren strukturfunktionalistischem Verständnis von „Struktur“ und „Subjekt“. Wenn die Handlungen der ‚Subjekte‘ als weitgehend ‚strukturiert‘ gedacht werden und vorwiegend Methoden zur systematisierenden Analyse der ‚Makrostrukturen‘ eingesetzt werden (s.o.), bleiben Konflikte, die sich nicht an den ‚Klassenlinien‘ (zwischen Kapital und Arbeit), sondern innerhalb der sozialen Klassen, und hier nicht zuletzt zwischen den Geschlechtern manifestieren, im Schatten der ‚Großstrukturen‘ und der „großen Veränderungen“ (Industrialisierung, Verstädterung, etc.). Das gilt insbesondere für die tägliche Durchsetzung bzw. Unterdrückung von Interessen und die Erfahrungen von Männern und Frauen in jenen Handlungsfeldern, in denen sie sich selbst und ihre Kinder tagtäglich reproduzieren.

Damit ist ein zentrales Desiderat der Frauen- und der Geschlechtergeschichte angesprochen, das sie mit der zweiten kritischen Wendung gegen die „historische Sozialwissenschaft“ teilt: das Desiderat einer umfassenden historischen Rekonstruktion des „praktischen Lebens“ (K. Marx), oder abstrakter: der „historischen Praxis“. Hans Medick, Alf Lüdtke, Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp und viele andere, meist jüngere Sozialhistoriker/innen und Kulturwissenschaftler/innen setzen sich mit den Konzepten des ‚Kulturellen‘ auseinander, die in der anglo-amerikanischen und französischen Ethnologie und Kulturanthropologie entwickelt worden sind.<sup>75</sup> Sie fordern, das zerfallende Denken in

73 Vgl. Gisela Bock, Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven, in: Hausen, Hg., Frauen, wie Anm. 58, 22–60; Natalie Z. Davis, Gesellschaft und Geschlechter, in: dies., Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit, Berlin 1986, 117–132; u.v.a.

74 Bock, Geschichte, wie Anm. 58, 367.

75 Vgl. v.a. Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als

„Strukturen“ einerseits und „Subjekten“ andererseits zu überwinden und stattdessen die „Doppelkonstitution historischer Prozesse“, die „Gleichzeitigkeit von gegebenen und produzierten Verhältnissen, die komplexe wechselseitige Beziehung zwischen umfassenden Strukturen und der Praxis der ‚Subjekte‘, zwischen Lebens-, Produktions- und Herrschaftsverhältnissen und den Erfahrungen und Verhaltensweisen der Betroffenen“ zum Grundproblem der Sozialgeschichte zu erheben. Denn erst wenn diese Fragen bearbeitet werden, könne die Geschichte der Gesellschaft auch als eine Sozial-Geschichte betrieben und geschrieben werden, in der die Dynamik historischer Praxis erinnert und gezeigt wird, und eben nicht als eine verkürzte Form der ‚Gesellschaftsgeschichte‘, die auf die heterogene Addition oder Kombination von ‚Dimensionen‘, ‚Faktoren‘ und ‚Teilsystemen‘ des historischen Prozesses reduziert ist“, formuliert der Göttinger Sozialhistoriker Hans Medick.<sup>76</sup>

Diese Konzeption des Sozialen als ‚historische Praxis‘ hat vielfältige Folgen, sowohl was die Themen als auch die Methoden des Faches Sozialgeschichte betrifft. Thematisch rückt sie diverse Bereiche „alltäglichen Handelns“ in das historische Szenario herein. Mit dem Terminus „Alltag“ wird jenes ‚Feld‘ bezeichnet, in dem sich Handeln und Erfahrung, Struktur und Praxis immer schon vermitteln. Die Geschichte des „Alltags“ zu erforschen bedeutet demzufolge – entgegen einem häufigen Mißverständnis – weder die bloße Addition „alltäglicher“ Gegenstände und Verrichtungen, noch den naiven und konkretistischen Nachvollzug dessen, was der Bauer des 18. Jahrhunderts, der Heimarbeiter im Vormärz oder das Dienstmädchen in den 1920er Jahren „wirklich getan“ haben; dies wäre ja gleichsam nur eine „demokratisierte“ Variante des deutschen Historismus, Historismus von unten. Mit dem Begriff „Alltag“ ist vielmehr die Summe jener in allen gesellschaftlichen Bereichen und in allen sozialen Klassen (!) sich ereignenden Prozesse der Herrschaft und Unterordnung, der Akkumulation und Sicherung von materiellen, sozialen und sonstigen Kapitalien, des Kampfes um Bedeutungen im Feld der Ideologien, der Produktion von Waren und Dienstleistungen, der Regeneration von Arbeitskraft usw. gemeint, und zwar nicht additiv, sondern in ihrer wechselseitigen Bedingung. An diesem ana-

Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295–319, jetzt in überarbeiteter Fassung in Alf Lütke, Hg., *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main u. New York 1989, 48–84.

76 Medick, „Missionare“, in: Lütke, Hg., *Alltagsgeschichte*, wie Anm. 75, 51.

lytischen Ort „Alltag“ vollzieht sich der Prozeß der doppelten Konstitution der sozialen Wirklichkeit: die Strukturierung der Praxis der Männer und Frauen durch die Bedingungen und Verhältnisse, die sie vorfinden, und die Generierung der Strukturen durch die Praxis.

Obwohl die empirische Umsetzung dieses anspruchsvollen Programms keineswegs immer gelingt, kann doch gesagt werden, daß die Anregungen der Kulturanthropologie dazu beigetragen haben, die erkenntnistheoretischen Folgen der Häftung des Sozialen in ‚Strukturen‘ und ‚Subjekte‘ klarer zu sehen. Nicht zuletzt macht die Auseinandersetzung mit der spezifischen Hermeneutik der Kulturanthropologen deutlich, daß die Hermeneutik des Historismus, die auf die Vertrautheit des Historikers mit seinem Gegenstand baut, bei den veränderten Problemstellungen der gegenwärtigen Sozialgeschichte nicht mehr geeignet ist. An die Stelle des „einfühlenden Verstehens“, das davon ausgeht, daß sich der Historiker in der ihm ‚vertrauten‘ Kultur bewegt, tritt die Re-Konstruktion des ‚Fremden‘, oder weniger emphatisch formuliert: das Prinzip des Mißtrauens gegenüber scheinbar „Vertrautem“ und „Bekanntem“. An die Stelle der idealistischen Hermeneutik des einführenden Nachvollziehens (Dilthey) tritt eine sozialwissenschaftliche Hermeneutik, die Bedeutungen systematisch re-konstruiert.<sup>77</sup>

Sowohl die Einführung von ‚Geschlecht‘ als Kategorie der Analyse als auch die Sensibilisierung für Fragen des Sinnverstehens und des „Alltags“ durch die Anregungen der Kulturanthropologie haben eine erhöhte Empirizität in der Analyse des Sozialen mit sich gebracht. Damit ist eine Begrenzung der jeweiligen Forschung auf kleinere Teile des ‚historischen Ganzen‘ unvermeidlich verbunden. Das Design der empirischen Forschung zielt nicht auf die Erfassung „ganzer Gesellschaften“, sondern auf kleinräumigere Einheiten, in welchen die geforderte empirische Genauigkeit und die angestrebte Komplexität der Erklärungen einlösbar erscheinen. Sie produziert „Mikro-Analysen“ eines Dorfes<sup>78</sup>, einer Stadt oder eines Betriebes, oder sie analysiert die Lebensgeschichte einzelner Personen, um an ihnen – gleichsam unter der Lupe – gesellschaftliche Bedingungen und subjektive Praxis in ihrem Zusammenhang

77 Vgl. Christian Gerbel u. Reinhard Sieder, Erzählungen sind nicht nur „wahr“. Abstraktionen, Typisierungen und Geltungsansprüche in Interviewtexten, in: Gerhard Botz u.a., Hg., „Qualität und Quantität“. Zur Praxis der Methoden der Historischen Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main u. New York 1988, 189–210.

78 Vgl. z.B. David Sabeau, Power in the Blood. Village Discourse in Early Modern Germany, Cambridge 1985.

darzustellen.<sup>79</sup> Dabei erhebt sich nicht zuletzt die Frage, welcher Art die Theoriesprache solcher Sozialgeschichte ist und sein kann. Alf Lüdtke wies jüngst darauf hin, daß jene Theoriesprache, die sich zur Analyse von ‚Strukturen‘ und ‚Systemen‘ auf hohem Abstraktionsniveau herausgebildet hat, den neuen sozialgeschichtlichen Problemstellungen nicht mehr angemessen scheint, und erst eine „neue Syntax für angemessenere theoretische Verallgemeinerungen“ gefunden werden muß.<sup>80</sup>

#### Perspektiven

Insgesamt zeigt sich, daß die Diversität der Forschungsrichtungen und -positionen innerhalb der deutschsprachigen Sozialgeschichte in den letzten Jahren außerordentlich gewachsen ist. Dem einzelnen ist es schlechterdings unmöglich geworden, „die Sozialgeschichte“ auch nur im eigenen Sprachraum vollständig zu überblicken, von den internationalen Entwicklungen und Besonderungen ganz zu schweigen. Es ist deshalb schon des öfteren die Frage nach den zentri-fugalen Tendenzen in dieser Entwicklung des Faches gestellt worden.<sup>81</sup> Führt die allmählich wachsende Empirizität der Sozialgeschichte und die zunehmende Spezialisierung der Methoden zu einer derartigen Heterogenität, daß der inner-fachliche Diskurs davon bedroht ist? Meine These ist, daß dies nicht eintreten muß, wenn bei erhöhter Arbeitsteiligkeit nach thematischen Feldern gleichzeitig verstärkte Bemühungen unternommen werden, die gemeinsamen ‚Grundlagen‘ der empirischen Forschung in einer Sozialtheorie sicherzustellen. Die ‚Vergleichbarkeit‘ der Ergebnisse empirischer Forschung ist nicht über die konkretistische ‚historiographische Synthese‘ herzustellen. Die Vergleichbarkeit oder auch die Inkompatibilität der einzelnen empirischen Forschungen hängen vielmehr von der jeweiligen Konstruktion der Forschungsgegenstände, mithin von der heimlichen oder offengelegten Sozialtheorie ab. In dieser Frage, der Frage nach der Sozialtheorie (der Explikation des Konzeptes von „Gesellschaft“, von

79 Vgl. z.B. Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Frankfurt am Main 1979; ders. u. Carlo Poni, *Was ist Mikrogeschichte?* in: *Geschichtswerkstatt* 6, Göttingen 1985, 48–52.

80 Alf Lüdtke, *Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?* in: ders., Hg., *Alltagsgeschichte*, wie Anm. 75, 9–47, hier 22.

81 Kocka, *Sozialgeschichte*, wie Anm. 44, 95; Mommsen, *Tendenzen*, wie Anm. 63, 178.

„Klasse“ und „Schicht“, von „Subjekt“ bzw. „Akteur“, von „Struktur“ und „Praxis“, von „ökonomisch“, „sozial“, „kulturell“ etc.) entscheidet sich die Frage der Kohärenz der gegenwärtigen und einer künftigen Sozialgeschichte.

In dem Maße, in dem Sozialgeschichte ihre Grundbegriffe genauer bestimmt und systematisch aufeinander bezieht, ihre Problemstellungen expliziert und das Verhältnis zwischen ihren Daten und Interpretationen kritisch nachvollziehbar macht, wird sie eine historische Sozialwissenschaft. Wenn auch Soziologie, Kulturanthropologie bzw. Ethnologie, Politikwissenschaft und andere Humanwissenschaften die Historizität ihrer ‚Gegenstände‘ (wieder) in ihre Theoriebildung aufnehmen, könnte sich die Differenz zwischen diesen Disziplinen und der Sozialgeschichte weiter verringern. Das ‚Resultat‘ wäre eine in ihren Themenfeldern hochspezialisierte, insgesamt aber integrierte „Historische Sozialwissenschaft“, die interpretiert, systematisiert und quantifiziert, die erzählt *und* erklärt<sup>82</sup>, kurz: die nicht einen dieser Zugriffe dogmatisiert, sondern ihre Methoden und Darstellungsweisen gemäß ihren Problemstellungen wählt. Das heißt nicht, daß ich der alten historistischen Vorstellung von *einer* Geschichte das Wort reden möchte. Im Gegenteil: Gerade die Pluralität der möglichen Perspektiven, die sich im rationalen Diskurs einer integralen Historischen Sozialwissenschaft bewähren müssen, macht deren Wissenschaftlichkeit aus. Das heißt freilich auch nicht, daß Spezialisierung und Arbeitsteilung nicht mehr erforderlich wären. Aber die institutionellen Grenzen sollten dann nicht mehr die Grenzen des Denkens sein.

82 Jörn Rüsen, *Narrativität und Modernität in der Geschichtswissenschaft*, in: Rossi, Hg., *Theorie*, wie Anm. 72, 230–237.